
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 169. Bydgoszcz / Bromberg, 28. Juli 1937

Herzschlag zwischen den Bergen

Roman von Andre Mairock.

(17. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Am folgenden Tag stieg Bruno sehr früh in die Bergwälder auf. Erstens wollte er einzelne neue Holzschläge besichtigen und zweitens lockte ihn die große Treibjagd; denn schon als kleiner Knabe war er unter den Treibern zu finden und wurde von den Jägern stets bevorzugt; denn keiner verstand es so gut, den Gemsen nachzuspüren und das zitternde Wild hinter den felsernen Wänden vorzutreiben, als der kleine Falken-Bruno. Freilich hatte er dieses Geschäft längst schon abgelegt, aber immer noch zog es ihn hinauf, wenn droben die Schüsse durch die Gründe donnerten, und war es nur als unbeteiligter Zuschauer.

Er hielt sich nicht lange auf den Holzschlägen auf, sondern stieg gar bald zu dem sogenannten „Schrobenkessel" auf, um den sich gewöhnlich der Ring der Jäger zu schließen pflegte; denn in dieser eigenartigen Bodensenkung gab es für kein Wild mehr ein Entrinnen.

Bruno lehnte sich an eine Fichte und sah den Jägern und Treibern zu, wie sie von der Höhe herabtrieben. Ab und zu zuckte ein Rotwild über die Quere, von links nach rechts und zurück, dann auf und ab, bis es dann in dem abgeriegelten, todbringenden Kessel Rettung und Heil suchte . . .

In gleichmäßigen Abständen zogen jetzt die Jäger, die Flinte schußfertig in Händen, an ihm vorbei . . . Vor ihnen her rannten drei, vier . . . fünf . . . und noch mehr ausgewachsene Rothirsche. Bruno erinnerte sich an jene früheren Jahre, in denen er eine helle Freude darüber empfunden hatte, wenn ein Hirsch den tödlichen Ring durchbrach und ohne von dem Schrot getroffen zu werden, in die Freiheit entkam. Das Sterben eines Hirsches empfand er schon damals hart und erbarmungslos. Und heute erging es ihm nicht anders: er wartete nur darauf, ob es wirklich keinem der Tiere gelingen werde, dem Tode zu entgehen . . .

Da wurde sein Auge mit einemmal abgelenkt. Einige Meter vor ihm stand ein mannshoher, dichter Busch, an dem in unerklärlicher Weise die dürren Blätter rauschten und, so als befände sich irgend etwas Lebendiges darunter . . . War es ein Wild? — — Oder ein Mensch?

Bruno schlich sich an den Busch heran und bog vorsichtig das Geäst auseinander: ein Mann lag flach auf dem Boden, das Gewehr im Anschlag und die Augen unablässig auf die vorbeiziehenden Jäger gerichtet: der Geyer-Franz! — — —

„Franz!"

Ein fieberheißes Augenpaar loderte ihm entgegen. „Fort!"

„Was machst du da?"

„Fort! Laß mi!"

„Franz! Bie Gott!"

Der Geyer-Franz sprang auf und stand wie ein gereiztes Tier vor ihm. „Er muß jetzt bald kommen! — — Und wenn der Schuß kracht, bin i frei von dem Schwur! — —"

„Also ein Mord," — — Bruno warf einen Blick auf die Flinte, die schußfertig am Boden lag, und wollte sie mit einem raschen Griff an sich reißen.

Da kam er aber bös an. Als hätte der Geyer-Franz darauf gewartet, stürzte er sich wild und verzweifelt auf den Burschen; denn sinnverwirrt, wie er war, sah er in ihm nur einen Gegner, der ihn an der endlichen Ausführung seiner Rache hindern wollte. Die Verzweiflung verdoppelte seine Kräfte, und wie ein Wahnsinniger lag er im Nacken Brunos, der ihn vergebens abschütteln wollte . . .

So entspann sich ein wort- und geräuschloses, aber ein furchtbares Geraufe . . .

Ganz langsam und unter Aufwand seiner ganzen Kräfte gelang es Bruno, sich aus der Umklammerung des Wütenden zu befreien und schließlich packte ihn selbst eine solche Wut, daß er seinen Gegner rücklings auf den Boden zwang, sich auf ihn kniete und seine Hände kreuzweise nach rückwärts ausspannte und ihn so der ganzen Gewalt beraubte.

Dem Bezwungenen traten jetzt die Augen aus den Höhlen, der Körper wand und krümmte sich, wie unter furchtbaren Schmerzen und aus dem Mund drang weißer Schaum; dabei hingen ihm die Haare wild über das wutverzerrte Gesicht; er bot so einen schreckenerregenden Anblick.

Bruno hatte ihn ganz in seiner Gewalt; eisern lagen seine Hände über den ohnmächtig ausgestreckten Armen, und sein Blick ruhte bezwingend in den vorstehenden Augen des Tobenden . . .

Endlich brach der Widerstand des Geyer-Franz: der Körper erschlaffte, die Augen traten in die Höhlen zurück und flackerten unruhig und hilflos umher . . .

Bruno ließ ihn los und erhob sich. Rasch griff er nach der Flinte und schlug sie ein paarmal mit solcher Kraft an einen Baumstamm, daß sie in drei bis vier Stücke splitterte, und warf sie in den Felsspalt, wo sie tief unten klirrend auf die Steine schlug.

Immer noch zogen die Jäger an ihnen vorbei; von dem Geraufe schien kein Mensch etwas bemerkt zu haben. Eben tauchte die Gestalt des Jagdherrn auf, dem der mörderische Anschlag gegolten hatte . . .

Unwillkürlich wandte Bruno sich nach seinem Gegner um, der inzwischen, jedenfalls während Bruno die Flinte zusammenschlug, aufgesprungen war. Noch einmal blitzte in den Augen des Geyer-Franz das angriffslustige Feuer auf, und die breite Brust dehnte sich unter verhaltener Wut.

Aber er wagte diesen zweiten Angriff nicht mehr; denn Bruno sah ihm so bezwinglich in die Augen und stand so unerschüttert vor ihm, daß ihm aller Mut entfiel. Plötzlich sank der Geyer-Franz in sich zusammen, seine Augen wechselten den Glanz und der Kopf fiel ihm auf die Brust herab. Er glich jetzt mehr einem gezüchtigten Jungen . . .

„Komm mit!" sagte Bruno und ging, ohne sich noch einmal nach ihm umzusehen; er wußte, daß er ihm jetzt willenlos folgen würde.

Wortlos schritten sie über die hohlen Riegelbrücken talwärts, hinab zu der einsamen Hochhütte.

Unten angekommen, öffnete Franz die Tür und ließ Bruno den Vortritt.

Kaum war Bruno in die Stube eingetreten, nahm er zuerst das geheimnis- und verhängnisvolle Bild von der Wand, zerriß es in Fetzen und schob es in den Ofen.

Franz sah ihm mit hängendem Kopf zu, wagte aber keinen Widerspruch.

„Franz, dein Vater ist tot!“

„Ja,“ kam es tonlos aus dem Mund des Sonderlings.

„Und der Mörder ist auch tot!“

Franz schüttelte eigensinnig den Kopf.

„Er ist tot . . . für dich ist er tot!“ wiederholte Bruno hart . . . „Weißt du, was du heut gemacht hättst? — — Dein Vater braucht kein Blut und will auch kein Blut! Ein Gebet braucht er, daß der Herrgott seiner armen Seel barmherzig sei!“

Der Geyer-Franz stand da wie ein verprügelter Hund, und über seine stoppligen Wangen rannen dicke Tränen. Bereute er schon?

„Hab i nit recht, Franz?“

„Du hast schon recht!“

Bruno wandte sich zur Tür.

Der Geyer-Franz vertrat ihm den Weg: „Wenn du 's drunten sagst, dann weiß i wenigstens, daß du 's so sagen wirst, wie 's wirklich g'wesen ist!“

Was heut g'schehn ist, weiß außer uns zweien niemand, Franz, und es wird auch niemand sonst erfahren!“

Da stürzte sich der Wilde plötzlich vor ihm nieder und umklammerte dankbar seine Knie.

Bruno bekam unsägliches Mitleid mit dem Armen. „Dein Schwur ist a Unsinn g'wesen, Franz! Laß dein Vater ruhn — und bleib du, was du bis heut g'wesen bist: a braver, unbescholtener Mensch! Und wenn du an dein Vater denkst, dann darfst du dabei dei Mutter nit vergessen!“

Damit verließ er ihn.

Die Heimkehr.

Hochwies bildete mit seinen Einwohnern, wie alle die kleinen, abgeriegelten Gebirgsdörfer, eine einzige, große Familie; sie lebten und fühlten nebeneinander und miteinander wie Brüder und Schwestern: was den einen traf, traf zugleich alle, und wollte es einmal das Unglück, daß einer von ihnen vom Alltagsweg abirrte, so wurde er nicht gerichtet und verurteilt, sondern mehr bejammert und beweint wie ein verlorener Sohn . . .

Freilich schirmten die Berge das stille Tal vor vielem Unheil, das von der Welt draußen kam, aber dann und wann verirrte sich doch ein Funke, der dann in diesem oder jenem Hof zündete. Der Kronschatz der Hochwieser war die Zufriedenheit; denn wer sie einmal verloren hatte, der hatte alles verloren, und er mußte das Heimattal verlassen, um draußen in der Welt nach einem Ersatz zu suchen. Ob es ihm aber immer gelang, diesen Ersatz zu finden? Konnte dort noch ein Glück gedeihen, wo drückendes Heimweh das Herz des Älplers drückte? Ein Herz, das seinen ersten Schlag zwischen Bergen getan hatte, konnte nicht mehr versetzt werden wie ein junger Wildling, dem die Muttererde zu klein geworden war . . .

So mochte es auch Otto Schwaiger ergangen sein, der sein Heimattal verlassen hatte und jetzt irgendwo draußen in der Welt lebte. Man hatte von ihm und seiner Frau nichts mehr gehört, und so wurden die beiden Verschollenen alsbald vergessen, zumal der Falkenhof seit dem Wegzug der „Falken“ aller Augen auf sich zog: nachdem der Fallmüller seine Hände von dem heißerstrittenen Hof zurückgezogen hatte, als hätte er in Feuer gegriffen, war plötzlich die stille Fallmüller-Wally auf den Plan getreten und alsbald Mittelpunkt der öffentlichen Gespräche. Sie regierte musterhaft den herrenlosen Hof, und ihr sicheres, ruhiges Auftreten flößte alsbald Achtung ein: man merkt jetzt, sie war nicht die, für die man sie bis heute gehalten hatte; sie war mit der Arbeit und mit der Scholle vertraut und würdigte den Schweiß und den Fleiß der Vorfahren, kurz, sie war eine Bäuerin . . .

Schon blickte dieser und jener Bauernsohn nach ihr aus, mit dem stillen Wunsch im Herzen, das Mädchen zu seiner Bäuerin machen zu können, als plötzlich eine große Neuigkeit in die Tage fiel, die sich bald wie ein Lauffeuer über das ganze Tal verbreitete: Bruno Schwaiger, so hieß es, habe sich jetzt entschlossen, in den Heimathof heimzukehren, mehr noch: ein junges Brautpaar sei an einem der letzten Tage beim Ortspfarrer auf Stuhlfest gewesen . . .

Der Falken-Bruno und die Fallmüller-Wally! — — Damit hatte man doch nicht gerechnet, obwohl die Verbindung allen landmännischen Erwägungen gerecht wurde. Aber brachte der Bursche nicht allzu große Opfer? Handelte er wirklich nach den innersten Gefühlen seines Herzens — oder hatte er nur die Erfüllung einer großen Lebensaufgabe vor Augen, die Aufgabe, den Falkenhof wieder für sich und sein Geschlecht zurückzugewinnen?

Aber Bruno war guter Dinge, scherzte und lachte mit Karlin, die zum Aufbruch in den Falkenhof rüstete und die Aussteuer des jungen Bauern ordnete; sie mußte es ja am besten, was ein Falkenbauer benötigte . . .

Am Vortage der Hochzeit klopfte Robert Heller in den Vormittagstunden bei Herrn Hammer an. Da aber Herr Hammer gerade um diese Zeit seinen täglichen Spaziergang machte, vielleicht wollte er sein Töchterlein bei der Kocharbeit nicht stören, traf er Luise allein zu Hause an. „Ich wollte Ihnen nur guten Tag sagen!“ lachte er und lehnte seine Flinte in die Ecke des Hausflurs.

„Mein Vater ist jetzt nicht zu Hause, wenn Sie mit meiner Gesellschaft vorlieb nehmen wollen, dann müssen Sie mit mir in die Küche gehen!“

„Von Herzen gern!“

Er folgte ihr in die kleine Küche und setzte sich in einen Lehnstuhl, der neben dem Fenster stand, während sich Luise an dem brodelnden Herd zu schaffen machte.

Er beobachtete sie still und glücklich; denn es war heut das erstemal, daß er sie bei ihrer hausfraulichen Tätigkeit überraschte, und er mußte feststellen, daß ihr der große Arbeitsschurz, der ihre Kleider schützte, recht gut stand, und vor allem bezauberte ihn ihr bleiches Gesicht, mit den besorgten Zügen . . . Vor seinem Geist stieg ein herrliches Zukunftsbild auf: ein kleines, idyllisch gelegenes Forsthaus, mit Sonne und schattigen Bäumen darum, gemütliche Räume, in denen eine geliebte Frau schaltete und waltete . . . ja, eine geliebte Frau . . . diese Frau! — — — „Luise!“

Überrascht durch diesen Anruf blickte sie von ihrer Arbeit auf. Der Klang seiner Stimme ließ sie leicht erschrecken. „Was gibt es denn?“

„Wissen Sie, woran ich eben denken mußte: ein Forstmann müßte eigentlich viel schwermütiger sein, viel ernster, als er es wirklich ist. Am Tage hört er nur die Sprache des Waldes und kehrt abends in sein einsames Forsthaus zurück, dann sind es wiederum selbstersonnene Träume und Geschicke, die ihm hier entgegentreten. Oder glauben Sie, daß es nur das Glück ist, was ihn trotzdem zu einem vernünftigen, geordneten Menschen macht?“

„Es ist schon möglich,“ meinte sie etwas verwirrt; denn sie konnte sich noch nicht denken, wo er mit dieser Rede hinauswollte.

„Aber es paßt nicht jeder gleich gut dazu,“ fuhr er im selben Tone fort. „Der eine hört die Sprache des Waldes nicht, sondern sieht allein nur darin seine Freude, dem flüchtigen Wild die mörderische Kugel nachzuschicken — und der andere hat es versäumt, aus seiner stillen Häuslichkeit ein Glück zu machen, und wandert als verbissener Graubart durch ein einsames Leben. Daher mag es auch kommen, daß gerade die Förster mancherorts in dem üblen Ruf stehen, grobe Menschen zu sein. — — Halten Sie auch mich für solch einen, Luise?“

„Nein, gewiß nicht, Robert! Eher halte ich Sie für einen Träumer!“

„Warum denn?“

„Weil Sie überhaupt auf solche Gedanken kommen. — — Oder haben Sie heute irgend eine Anregung dazu erhalten?“

„Ja . . . aber nicht draußen im Wald, sondern hier, eben jetzt!“

Sie sah ihn überrascht an. „Hier?“

„Ja; es ist ein schönes Erlebnis, Ihnen zuzusehen, wie Sie so anmutig Ihre hausfrauliche Arbeit verrichten . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Vor 25 Jahren:

Als der Katmai ausbrach . . .

Mitgeteilt von Franz Schanwecker.

Im Sommer 1912 ereignete sich eine der größten Naturkatastrophen, die je die Erde heimgesucht haben, eine Katastrophe, die an Umfang und Schrecklichkeit ihresgleichen sucht und an Eigenart der Vorgänge und Erscheinungen eine Sonderstellung in der bekannten Erdgeschichte einnimmt. Das Merkwürdige dabei war, daß dieses ungeheure Ereignis sich fast unbemerkt vollzog, daß es erst langsam in den Kreisen der Wissenschaft bekannt wurde und daß es der breiten Öffentlichkeit auch heute noch wenig oder gar nicht bewußt ist. Es war der Ausbruch des Katmaivulkans. Die Erklärung für die Abseitigkeit dieser ungeheuren Entladung liegt in der geographischen Lage des Vulkans. Er befindet sich an der Südküste der Halbinsel Alaska, dort, wo sie dem Festland angenähert ist, etwa 30 Kilometer von der Küste und der nächsten Menschensiedlung entfernt. So kam es, daß trotz der riesenhaftesten Geschehnisse kein Mensch ums Leben kam und daß der genaue Herd des Ausbruchs erst drei Jahre später von einer eigens dorthin entsandten Expedition festgestellt werden konnte. Die Geschichte dieser Expedition und ihrer Forschungen hat ihr Leiter, Professor Robert F. Griggs von der George-Washington-Universität, in einem Werk „Das Tal der zehntausend Dämpfe" beschrieben, auf dem die folgenden Angaben beruhen.

Die erste Katastrophe begann mit dem Einsturz der Stirnseite einer dem Katmai zur Küste hin schräg vorgelagerten Höhe, des „fallenden Berges", der mehrere Millionen Raummeter Gestein kilometerweit donnernd in das Tal ergoß. Durch den Niederbruch der Felsmassen erhob sich eine riesige Staubmasse, die den Himmel verdunkelte, und zugleich wurde vom Luftdruck des Bergsturzes ein Orkan entfesselt, der das zur Küste führende Tal vernichtend hinunterraste.

Unmittelbar danach barst der Talboden unter der Erschütterung eines Erdbebens. Der flüssige Glutbrei des Innern erschien, quoll aus dem Riesen hervor und erfüllte das Tal. Zahllose Spalten und kleine Vulkane schossen weißglühende Feuerfontänen, stinkende Gassäulen, Dampfstrahlen turmhoch in die Luft, bis alle diese ausgeworfenen Lavamassen zusammenflossen und zu einem Pfuhl siedenden Glutbreis sich vereinigten, aus dem erstickende Gase emporstiegen. Der Himmel muß sich verdunkelt haben. Alles Pflanzen- und Tierleben muß binnen Minuten im Tal vernichtet worden sein. Von den entweichenden Gasmengen verwandelte sich die Lava in einen dicken Schaum, auf dem die abgekühlten Teile erstarrt zu schwimmen begannen.

Zugleich schmolzen die unteren Teile der ins Tal hinabreichenden Gletscher und die Schneebänke im Tal mit explosiver Heftigkeit unter der ungeheuren Hitze und vermischten ihre Dampfmassen mit dem Qualm der Gase und dem Rauch der verbrennenden Pflanzenwelt zu einer undurchdringlichen Wolkenkuppel. Der Gestank der gasspeienden Fumarolen und kleinen Schlote war noch fünf Jahre später fürchterlich. Endlich erfüllten die Auswurfsmassen des Tales die ganze Sohle und verwandelten — ein in der Geschichte der Vulkane noch nicht beobachtetes Ereignis — sie in einen einzigen Feuerstrom aus wirbelndem, kochendem Sand.

Dann begann sich die brodelnde Masse aus Trümmern, Lavaflut, Gas, Fels in Bewegung zu setzen, talwärts, wobei unter ihr der Boden überall wahrscheinlich aufbrach und neue Massen lieferte. So floß der wühlende Feuerbrei 25 Kilometer abwärts. Er bedeckte insgesamt 137 Quadratkilometer in einer durchschnittlichen Tiefe von 30 Metern.

Gegen Ende dieses Glut- und Sandflusses fing einer der zahlreichen Vulkane des Talrandes an, sich zu entladen. Gewaltige Lavablöcke wurden über das nächtliche Tal geschleudert, während inzwischen der Katmai selber und die bisher erloschenen Berge des Gebiets anfingen, ihre alte Tätigkeit wieder aufzunehmen. Die ganze Gegend geriet immer weiter in Aufruhr. Der etwa 20 Kilometer südwestlich vom Katmai gelegene Mageivulkan und der noch zehn km entferner liegende Martinvulkan wurden in die Erschütterung mithineingezogen und entluden sich in riesenhaften Ausbrüchen.

Dann begann der Katmai eine Tätigkeit, die alles Vorhergegangene übertraf. In fünf ungeheuren Entladungen explodierte der Vulkan und brachte den Höhepunkt der Katastrophe. Zuerst stürzte ein Teil der Bergwand in das von Seen und Bächen erfüllte Tal und riegelte es an der schmalsten Stelle vollkommen ab. Dann wurden Lava, Asche und Bimsstein in gewaltigen Massen ausgeworfen. Die Vorgänge im einzelnen sind auch heute noch nicht völlig enträtselt. Aber wahrscheinlich wurde der Berggipfel von eingeschlossenen Lava- und Gasmassen in die Luft gesprengt. Ein Bild von der Furchtbarkeit des Ausbruches gibt die Tatsache, daß die Auswurfmengen des Katmaivulkans allein rund 20 Raumkilometer betragen!

Ende Juli trat eine Art von Ruhe ein. Aber noch heutigen Tages strömen stetig, gleichmäßig die Dämpfe aus dem Katmai, dem Martin und dem Talboden.

Diese knappe Schilderung der historischen Reihenfolge des Ausbruches sei durch eine Reihe von Angaben über Einzelheiten unterstrichen.

Die in die Luft geschleuderten Staubteilchen bewirkten für die nördliche Halbkugel der Erde eine viermonatige Temperatureinbuße von 0,16 Grad Celsius Wäre der Staub länger schwebend geblieben, so hätte er eine Abkühlung um 6 Grad zur Folge gehabt.

Bei den Eruptionen von Gas, das bis in die höheren Luftschichten geblasen wurde, fanden sich Beimengen von Schwefelsäure. Es ergaben sich nach dem Ausbruch ätzende Säureregen bis auf die Entfernung von 110 Kilometern hin. Im Freien hängende Wäsche wurde davon zerfressen, Pflanzen vernichtet, Augenentzündungen entstanden, Metallteile rosteten unter dem Einfluß der säurehaltigen Niederschläge.

Etwa 2500 Quadratkilometer wurden fast einen Meter hoch mit Asche bedeckt. 6400 Quadratkilometer füllten sich 60 Zentimeter hoch mit Asche. 7800 Quadratkilometer bedeckten sich mit 30 Zentimeter Asche, und auf 77 000 Quadratkilometer fiel Asche in der Höhe von über 25 Millimeter. 109 000 Quadratkilometer aber — soviel wie Griechenland — waren mit 6 Millimeter Asche belegt. Noch merkbare Mengen wurden in einer Entferung von 1450 Kilometern festgestellt. Feiner Staub fiel noch 2400 Kilometer südlich des Vulkans.

Einer der anderen Vulkane bedeckte einen Kreis von 1½ Kilometer Durchmesser in einer Höchstdicke von 30 Metern mit Asche und Bimsstein. Die gesamte Masse aller Auswurfstoffe beträgt ungefähr 25 Raumkilometer! Das Gesamtgewicht der Asche beträgt rund 28 700 Millionen Tonnen. Eine Tonne ist gleich 1000 Kilogramm. Die Auswurfmassen haben etwa 1 600 000 Millionen Raummeter Dampf und 280 000 Millionen Raummeter Gase abgeblasen.

Der Katmai hatte seinen Ausbruch mit einem Bergsturz in das von Seen und Bächen erfüllte Katmaital eingeleitet. Dadurch war das Tal wie mit einem Staudamm abgeschlossen worden. Drei Jahre später brach der Damm, und die aufgestauten Fluten ergossen sich das Tal hinunter bis zum Meer. Die Gewalt dieser Flut übertrifft alle Vorstellungen. Die vom Bergsturz aufgeworfene Felsmasse war 120 Meter hoch und dahinter lauerte ein Gewässer von 120 Meter Tiefe mit einem Gehalt von 220 Millionen Raummetern.

Die mit Asche, Bimsstein und Felstrümmern untermischten Wassermassen ergossen sich hemmungslos talabwärts. Der Bimsstein schliff die Äste von Bäumen zu nadelscharfen Spitzen und haspelte die Rinde glatt ab. Die Flut kam an einigen Stellen mit so rascher Gewalt, daß zum Entwurzeln der Bäume keine Zeit blieb; die Stämme wurden vom Schwall des Wassers glatt über dem Boden abgemäht. An einer Stelle waren die Wut und die Kraft der Überschwemmung noch größer. Hier wurden die mächtigen Wurzeln alter Bäume mitausgerissen, so daß nicht die leiseste Spur eines Waldes übrig geblieben ist. Ein von der Flut talab getragener Felsblock wog 300 000 Pfund. Über einen im Weg stehenden Bergrücken war das Wasser hinweggerast, hatte alle Pflanzen mitgenommen und nicht eine Krume Erde gelassen — nur der nackte Stein war übrig geblieben. Steinquadern in Größe von Brückenpfeilern wurden zu Kieselgröße zermahlen. In einer Schlucht ist die Flut, die aus einer ungeheuren Woge bestanden haben muß, mit einer Schnelligkeit von 110 Kilometern in der Stunde oder 1,800 Kilometer in der Minute oder 30 Meter in der Sekunde entlanggeschossen.

In der Geschichte der Naturereignisse steht der Ausbruch des Katmaivulkans an einer der ersten Stellen was die Größe anbetrifft. Er ist unerreicht in der Fülle der Besonderheiten und Vielfältigkeiten seiner Katastrophe.

Die Fährte.

Eine Sommergeschichte von Walter Siemes.

Als ich aus dem Hause trat, hob sich im Osten der Feuerrand der Sonne aus der violetten Unendlichkeit des Meeres. Draußen schaukelten ein paar Fischerboote, klein wie Nußschalen, auf dem sanften Gewoge, und vor dem Horizont hing die dünne Rauchfahne eines fernen, noch unsichtbaren Dampfers. Bis auf wenige Frühaufsteher war der Strand menschenleer. Eine kleine Brise wehte kühl und erfrischend von der See.

So wenig zu begreifen ein Mann wie Emil war, der sich, wie er am Abend gesagt hatte, „mal richtig ausschlafen wollte", so dankbar war ich nun den Langschläfern für das Geschenk der Einsamkeit vor dem Unendlichen, für die labende Stille, die allein vom Rauschen des Meeres wie von der Stimme der Ewigkeit erfüllt schien. Solch Bad der Seele, schien mir, war notwendiger noch und beglückender als das des Körpers.

Hin und wieder mußte man stehen bleiben und die Arme emporrecken. Mußte die Lungen vollblähen von der Kraft, die der gütige Wind aus weiter Ferne zu uns trug. Und mußte der Sonne zusehen, die sich mehr und mehr aus dem Wasser arbeitete, einen neuen Sommertag heraufzuführen.

Zu meinen Füßen lagen Muscheln und seltsames Steingeröll, stumme Boten aus versunkenen Jahrtausenden. Eine frische Fährte war vor mir von eingedrückten Strandschuhen. Zwei große, breite Füße und zwei kleine, schmale zeichneten sich deutlich ab. War es jener Urtrieb, der uns aus dunklen Geschlechtern überkommen ist und erstmals von Karl May herrlich verlebendigt wurde, oder war es, daß ich mich unbewußt jenen ergab, die noch früher als ich aufzustehen gelernt hatten, die grau-blaue Dämmerung zu erleben: plötzlich wurde mir klar, daß ich, ohne es eigentlich zu wollen, der Fährte folgte. Nun wohl, mochte es dabei bleiben. Eine kleine Neugierde erwachte in mir, ein wenig Entdeckerfreude von indianischer Wild-West-Romantik.

Hier und da waren die beiden Fußpaare stehengeblieben, beide der See zugekehrt. Ich bemerkte, daß die Spuren immer enger aneinanderrückten, was besonders da auffiel, wo sie nebeneinander der See zugewandt waren. Bis sie plötzlich einander gegenüberstanden, die Fußspitzen einander zugekehrt, so, daß die einen fast die anderen berührten. Einige hundert Meter weiter waren an einer Stelle diese Spuren völlig verwischt, so daß schon ein kleiner Winnetou dazu gehörte, einen Fußabdruck festzustellen.

Ich war jetzt so weit vom Badestrand entfernt, daß ich über die glatte Sandfläche die Spuren mit den Augen ein gut Stück verfolgen konnte. Die Fährte, schätzte ich tiefsinnig, dürfte wenigstens eine Stunde alt sein, sonst hätte ich auf der fast dünnen freien Strecke und bei einer, nach dem Zeugnis der Füße, geringen Durchschnittsgeschwindigkeit noch etwas von ihren Urhebern gewahren müssen.

Wieder kam eine Stelle, an welcher der Sand arg zertreten war, und von hier aus verschwand plötzlich das eine Fußpaar, und zwar das kleine, zierliche. Es war weder ein Baum in der Nähe noch die Spur eines Flugzeuges, das hier hätte gelandet sein können. Doch schien mir nun die Fährte des übriggebliebenen Fußes tiefer eingedrückt, wohl dreißig, vierzig Meter weit. Dann war plötzlich die zweite Fährte wieder da.

Noch eine Weile folgte ich der Spur, bis sie jäh, bei den ersten Häusern von Bad X., links abbog und geradewegs auf ein Kaffeehaus zuhielt. Die Sonne stand schon ein gut Stück über dem Horizont. Am Strande wurde es lebendig, und in meinem Magen erhob sich stürmische Forderung nach einem Frühtrunk. So konnte ich der unterhaltsamen Fährte nur dankbar sein, daß sie mir zuguterletzt auch noch den Weg zu einer Quelle der Stärkung wies.

Wer aber beschreibt mein Erstaunen, als ich im Garten der Gaststätte Freund Emil hocken sah, mächtig aufgeräumt und strahlend über das ganze Gesicht. Neben ihm saß, nicht minder fröhlich, ein hübsches junges Mädchen im hellblauen Morgenkleid, das ich, wie mir schien, schon am Strande gesehen hatte.

„Mensch, Kerl", rief Emil, nachdem er seine erste Verblüffung gemeistert hatte, „wo kommst du denn her?" Und ohne eine Antwort abzuwarten: „Du mußt übrigens wissen, daß ich gestern abend, nachdem du fort warst, meinen Plan für diesen Morgen noch einmal geändert habe. Hier das Ergebnis: Gestatte, daß ich dich mit meiner Verlobten, Fräulein Ursula Wagenstolz, bekanntmache."

War ich überrumpelt? — Nicht die Bohne! Darüber schien Emil, ob auch meine Glückwünsche noch so herzlich waren, ein wenig verwundert. Mochte er. Diesen Morgen überließ ich mich ganz der festlichen Mitfreude, nicht weniger aber auch der wonniglichen Vorfreude auf den Augenblick, an dem ich ihm beiläufig die Geschichte seines Liebes- und Verlobungsweges erzählen würde. Wird der Augen machen!



Bunte Chronik



Der Junge auf der Palme.

Seit mehr als fünf Monaten lebt ein indischer Junge, der auf den Namen Bakul hört, im Wipfel einer Dattelpalme, die nahe seinem Heimatdorf in Bengalen steht. Er traut sich nicht herunter oder er will nicht herunter, denn er erklärte: „Arbeit finde ich doch keine". Seine besorgten Eltern hofften auf Hunger, Durst, sie würden ihn herabholen. Weit gefehlt. Er blieb oben. Schließlich brachten sie ihm zu essen und zu trinken. Bakul zog das Gebrachte an einer Schnur nach oben. Dort hat er sich in den Blättern ein Bett gemacht, eine Art von Nest. Was man ihm von unten zuruft, läßt ihn kalt. Regen und Sturm haben ihm nichts an. Seit mehr als fünf langen Monaten sitzt der junge Bakul oben und die Mitwelt fragt sich, ob nicht das, was einst als Mensch nach oben kletterte, eines Tages als Affe herunterkommen wird.

Die Herkunft der Fensterscheibe.

Der Ausdruck „Fensterscheibe" ist eigentlich ganz unrichtig gewählt. Unter einer Scheibe verstand man von jeher eine runde Platte, ganz ursprünglich sogar eine solche Platte, die zum Drehen bestimmt war wie die Töpferscheibe. Jedenfalls kennt der Sprachgebrauch das Wort Scheibe nur für runde Dinge, Sonnenscheibe, Drehscheibe, Schießscheibe. Dieser Ausdruck kommt auch in der bekannten Redensart vor „Man kann sich eine Scheibe davon abschneiden". Wie kommt es nun, daß man für die viereckige Fensterglastafel „Scheibe" sagt? Wenn man einen Blick in die Vergangenheit wirft, findet man rasch die Aufklärung. Man denke nur an die vielen runden kleinen Butzenscheiben, aus denen die Fenster in früheren Zeiten bestanden. Aus jenen Tagen also stammt die heute nicht mehr zutreffende Benennung her.



Lustige Ecke



Der Fachmann.



„Das Loch da — hat nichts zu sagen, das sieht niemand, es liegt ja unter der Wasserlinie!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. o., beide in Bromberg.